

Frauenstimme

Nr. 24 + 42. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

26. November 1925

Wo haben Frauen gleiche Staatsbürgerrechte?

Vor dem Krieg besaß ich eine Landkarte der Welt, in die waren all die Länder rot eingetragen, die ihre Frauen als Bürgerinnen anerkannten. Obwohl waren's nicht — einige Staaten Nordamerikas, Australien, Finnland, Norwegen — langsam gingen voran.

Noch vor knapp zehn Jahren wurde in England wie in Deutschland die Teilnahme der Frauen an der Politik von allen bürgerlichen Parteien abgelehnt, noch kurz vor der Revolution wollte außer den Sozialdemokraten keine Partei eine energische Unterstützung der Frauenforderungen zusagen. Kaum erscheint dies glaubhaft, so fern liegt es, so rasch ver-
gibt man.

Und nun eine Wanderung durch die Kontinente. Zunächst hat die europäische Frau völlige Gleichberechtigung als Wählerin und Wählbare für alle Körperschaften in sämtlichen nördlichen Staaten in Norwegen, Schweden, Dänemark, Island, Finnland, Estland, Lettland und Litauen, ebenso in Holland, ferner in der russischen Sowjetrepublik, in Polen und der Tschechoslowakei. Dieselbe Gleichstellung genießt sie in Deutschland und Oesterreich, während sie in Großbritannien zwar hinsichtlich des Kommunalwahlrechts den Männern gleichgestellt ist, für das Parlamentswahlrecht erst mit Vollendung des 30. Lebensjahres jene „Wahlreise“ erreicht, die der Mann dank seiner höheren Fähigkeit offenbar schon mit 21 besitzt.

Die italienischen Frauen verdanken Mussolini ein begrenztes Kommunalwahlrecht, das aber, wie alle Mussolinischen Reformen, lediglich auf Stärkung des Faschismus abzielt; ähnlich liegt es mit dem ungarischen Frauenstimmrecht, das sowohl durch die Altersgrenze von 30 wie auch durch völlig undemokratische Bestimmungen im Hinblick auf Bildung und Besitz nur der Reaktion dient.

In Belgien besteht kommunale Gleichberechtigung, für das Parlament jedoch nur passives Frauenstimmrecht. Spanien gewährt keinerlei Parlamentsrecht, aber beschränktes aktives und passives Kommunalwahlrecht. Ein noch begrenzteres Kommunalwahlrecht soll in Griechenland im kommenden Jahr in Kraft treten, es schließt Wählbarkeit der Frau aus.

Neben diesen mehr oder minder umfassenden Frauenrechten gibt es in Europa noch Staaten, in denen die Frauen völlig unmündig blieben, nicht nur Portugal und Rumänien, sondern überraschenderweise Frankreich und die Schweiz, das Land, das einst als erstes seine Universitäten den Frauen öffnete.

Der alte Erdteil schneidet nicht zum besten ab im Vergleich mit der neuen Welt, mit Australien, das ebenso wie Neu-Seeland gleiche Staatsbürgerrechte beiden Geschlechtern gewährt hat, mit Nordamerika, dessen Vereinigte Staaten ebenfalls seit 1920 für ihr ganzes Gebiet aktives und passives Frauenstimmrecht einführen, nachdem die fortschrittlichsten Staaten der Union (Wyoming schon 1869) vorangegangen waren. Nicht ganz so gut steht es in Kanada, wo die Wählbarkeit zum Senat nicht zugestanden wird.

Im Gegensatz zum Norden aber gibt es keine Frauenrechte in ganz Zentralamerika und Südamerika, obwohl in einigen der südamerikanischen Staaten das weibliche Geschlecht in reger Entwicklung begriffen und an der Wohlfahrtspflege stark beteiligt ist, ganz besonders in Argentinien.

In Asien ist im großen Britisch-Indischen Reich das Frauenrecht in rascher Entwicklung, Frauen stimmen in Bombay, Madras, Assam, Bengalen, sind in einzelnen dieser Städte in den Kommunalverwaltungen tätig, jedoch noch nicht für das Parlament wählbar. Auch Palästina hat aktives und passives Frauenwahlrecht für die Nationalversammlung. Im übrigen Asien sind die Frauen in China und Japan, auch in der Türkei, in rascher Entwicklung begriffen und ihre Stellung hat sich, obgleich sie noch keine Staatsbürgerrechte haben, stark verändert.

Afrika, das ja im wesentlichen aus Kolonien europäischer Staaten besteht, weist in der Kapkolonie, in Südafrika und Transvaal gleiche Frauenrechte auf. Und so hat denn tatsächlich in kurzer Zeit das Frauenstimmrecht in allen Kontinenten Wurzel geschlagen.

Noch aber haben die Frauen nicht in vollem Umfang gelernt, das in ihren Händen befindliche Machtinstrument richtig anzuwenden, im Dienste derjenigen Ideale, die im wesentlichen immer als Frauenideale verkündet wurden: Gerechtigkeit für alle, Beseitigung von Not und Elend, Freiheit und Völkerfrieden.
Adele Schreiber.

Hausangestellte in Amerika.

Der Begriff Amerika ist für uns ohne weiteres mit technischem Fortschritt eng verknüpft. Wir sehen in Amerika nicht mehr nur das Land der mannigfaltigsten Bodenschätze und der großen Reichtümer, wir denken vor allem an die Umgestaltung und die Rationalisierung der Arbeit, die sich drüben vollzogen hat, an die Intensivierung der Industrie durch die Zerlegung des Arbeitsprozesses und die Erfindung von wunderbaren komplizierten Maschinen. Aufsätze in der Tagespresse von Männern, die Amerika studiert haben, wie Prof. Hirsch, Prof. Bonn, Dr. Feller u. a. haben uns ein Bild von der Arbeit in der Industrie und im Handel gegeben. Wir erkannten, wie weit Deutschland während des Krieges und nach dem Kriege zurückgeblieben ist, welcher ungeheuren Anstrengung es bedarf, um die Spanne, die Amerika uns voraus ist, nur einigermaßen wieder einzuholen.

Wir lernten auch etwas von der modernen amerikanischen Hauswirtschaft kennen, sahen, wie die hohen Mietpreise einen ganz anderen Wohnungstyp schufen, eine Ausnutzung des Raumes, Anpassung des Hausrats an den zur Verfügung stehenden Raum, Schaffung von Verwandlungsmöbeln, wie wir sie hier nicht kennen. Der Mangel an Hausangestellten, die Notwendigkeit des Mivedienens der bürgerlichen Hausfrau und vor allem ihr Wille zur Selbstständigkeit zwang die Industrie, Arbeit erleichternde Geräte, Maschinen für die Küche zu schaffen, die es der amerikanischen Frau ermöglichen, ihr Tagewerk im Hause ohne Angestellte in kurzer Zeit zu bewältigen und ihr genügend freie Zeit zur Berufsausübung oder zu anderer Betätigung lassen. Niemand wird uns verdenken, daß wir die Amerikanerinnen darum beneiden, und daß wir auch für die deutschen Frauen, vor allem für die Arbeiterfrauen solche Hilfsmaschinen gefordert haben. Natürlich tauchte die Frage auf: wie groß ist dort drüben die Schicht, die sich dieser Mittel bedient? Sind sie nur in den Wohnungen der Reichen zu finden, oder kommen sie auch den Minderbemittelten zugute?

Frauen mühten den amerikanischen Haushalt erforschen, so wie die Männer die Industrie und den Handel studierten. Einstweilen aber können wir auch aus der amerikanischen Literatur lernen. Vor mir liegt ein Buch von Fannie Hurst^{*)}, das uns ein Bild von dem Leben der Hausangestellten und dadurch auch einen Einblick in verschiedene Haushaltungen gibt. Wir sehen Elendsquartiere mit all ihrem Schmutz und ihrem Gestank, und auf der anderen Seite Häuser der Wohlhabenden, in denen aber die Hausange-

*) Fannie Hurst, Lummog. London, Jonathan Cape.

nicht einmal ein ordentliches Zimmer haben. Man versucht, sich den Widerpruch zu erklären, der darin liegt, daß bei dem großen Mangel an Hausangestellten ihre Lebensbedingungen, adelschen vielleicht vom Lohn, noch immer recht schlecht sind, und man findet aus das eine Argument, daß sich dieser Stand in der Hauptsache aus den Einwanderern und ihren direkten Nachkommen rekrutiert, während die hundertprozentigen Amerikanerinnen die Arbeit in den Kaufhäusern, in den Bureaus und den Fabriken vorziehen.

Auch Berta, die Heldin des Buches, dessen Titel „Lummoz“ noch am besten mit „Trampel“ übersetzt werden kann, obgleich sich die beiden Begriffe nicht vollständig decken, ist das Kind einer Eingewanderten. In ihr mischen sich baltisches, polnisches und ukrainisches Blut. Sie ist blond, groß, schwer und kräftig, aber in ihr schlummert der Rhythmus, die Musik der ukrainischen Wälder, so ist aufs innigste mit der Erde, dem Land verknüpft. Sie ist durchdrungen vom mütterlichen Instinkt, von der Liebe zu den Hilflingen und Leidenden, ganz gleich zu welcher Schicht sie gehören. Ungefragt arbeitet sie den ganzen Tag unverdrossen, für sie ist das eine Selbstverständlichkeit, über die kein Wort zu verlieren ist. Aber sie hat Kolleginnen, die sich gegen die Bedingungen ihres Berufes auflehnen, die nicht einsehen, warum nur die „Herrschaft“ gut leben soll. Und einmal spricht sogar ein Mädchen aus, warum denn keine Gewerkschaft, kein Verband vorhanden sei, der für eine Änderung dieser Zustände kämpfte und die Mädchen unterstütze.

Sonnie Hurst hatte wohl gar nicht so sehr die Absicht, die Lebens- und Arbeitsverhältnisse dieser Arbeiterinnen zu schildern, als zu zeigen, wie das einfache, ungebildete, schwerfällige Mädchen tausendmal wertvoller ist als die Frauen der „besseren Gesellschaft“, mit denen sie in Berührung kommt, wie sie unendlich viel mehr Verständnis auch für das seelische Leiden anderer hat. Aus ihrem mütterlichen Empfinden heraus handelt sie, tut sie unbewußt das, was geschehen muß und was niemand außer ihr begreift. Sie wird selbst Mutter und muß ihr Kind abgeben, da sie nicht dafür sorgen kann, dies Kind, dessen Vater der Sohn einer ihrer Arbeitgeberinnen ist. Berta arbeitet zunächst als Köchin in wohlhabenden Häusern, wird dann Scheuerfrau und findet endlich das, was sie braucht, bei einem einfachen Mann, dessen Frau geflornt ist und dessen Kinder ohne Aufsicht verwahrlosten. Ihnen kann sie ihre ganze Liebe geben, hier ist sie — außerhalb New Yorks — auch in direkter Berührung mit der Natur.

Wenn wir aber mit diesem Mädchen an ihre verschiedenen Arbeitsstätten gehen und sie bei der Arbeit beobachten, so machen wir die merkwürdigsten Entdeckungen. Ihre Kammer ist unter dem Dache oder sonst in einem versteckten Winkel. Die Wasserleitung geht nicht bis in den obersten Stock, täglich muß das Wasser zum Waschen zwei Treppen hinaufgeschleppt werden. An ein Bad kein Gedanke. Das Zimmer ist so kalt, daß sie im Winter die Tür aufläßt, damit etwas Wärme von der Halle hinauskommt; außer ihrer Kammer ist das ganze Haus schön durchwärmt. Die Arbeit beginnt sehr früh; das erste Frühstück muß zeitig fertig sein und wird für die verschiedenen Familienglieder verschieden zubereitet und serviert. Die Angefleckten erhalten andere Kost. Wir hören, daß sich das Zimmermädchen über das ewige Hafermehl und die streng schmeckende Margarine beschwert. Das in einem reichen Hause, das oft Gäste zu Tisch hat und sonst in keiner Weise sparsam ist. Das Zimmermädchen hat den ganzen Tag zu laufen und zu wischen und die Damen zu bedienen, Berta, die Köchin steht in der engen Küche, kochend, scheuernd und noch spät nachts Silber und Kristall putzend. Die Küche ist glühend. Nur jeder zweite Donnerstag ist ein freier Tag, der aber auch noch mit Arbeit belegt wird, wenn die Mädchen zu Hause bleiben statt auszugehen.

Bei einer anderen Familie sehen wir, daß Berta, auf den Knien liegend, den Fußboden scheuert oder mit Del einreibt. Jeden Handgriff laßt, den sie zu tun hat, lernt man im Laufe der Zeit kennen. Man erzählt, daß die Familie zwei Autos hat, aber von einem Staubsauger ist nicht die Rede. Nirgend ist eine der arbeitssparenden und erleichternden Einrichtungen erwähnt, die gerade Amerika in Menge auf den Markt gebracht hat. Man verliert fast selbst den Atem, in einer so dauernden Heißhagel rollt sich die Arbeit ab; in manchen Haushaltungen unter der ständigen Kontrolle der Arbeitgeberin. Von der halb fertigen Arbeit zu etwas anderem gerufen, dann wieder angefangen, wo man stehengeblieben war. Die Treppen hinauf und herunter. Selbst wenn die Dame das Haus verläßt, gibt sie von unterwegs telephonisch Anweisungen, damit nur ja nicht eine Minute Zeit verloren geht.

Und doch bleibt Berta, solange sie kann, weil sie weiß, daß es anderswo auch nicht besser ist und weil das Eingewöhnen so schwer ist. Erschütternd ist, wie sie „zu alt“ wird, um in guten Häusern eine Aufstellung zu finden, wie sie zur Tagesarbeit übergeht, Putzfrau wird und jeden Tag wo anders beginnen, jeden Tag die aufreibende Arbeit neu einteilen muß.

Man könnte noch sehr viel über dieses Buch und den Weg Berta hagen, aber immer wieder stellt man fest, wie unmethodisch die Haushaltsführung ist, daß sie die menschliche Arbeitskraft über Gebühr belastet. Erstauskunft, daß gerade in den reichen Familien, von denen das Buch erzählt, nicht die Maschine ihren Einzug gehalten hat. Man wird stuhig, überlegt, erkundigt sich, soweit dazu Gelegenheit ist. Das Ergebnis ist nicht erfreulich. Die Erleichterungen der Hausarbeit sind nur für bestimmte Schichten, in denen die Hausfrau selbst die Hausarbeit verrichtet, die jedoch über ein genügendes Einkommen verfügen. Für die Minderbemittelten ist die Anschaffung der Apparate zu teuer; in den wohlhabenden Kreisen aber hat man kein Verständnis dafür, die Arbeit der Angestellten zu erleichtern und zu verkürzen. Man beteiligt sich zwar an „sozialer

Arbeit“, aber die nächstliegende ist nicht interessant genug, als daß man sich mit ihr beschäftigen möchte.

Dem sorgeschrittenen, in der industriellen Technik führenden Amerika steht so ein anderes reaktionäres Amerika gegenüber, das noch die veraltete Meinung über die Verwendung menschlicher Arbeitskraft hat, ein beschämendes Kapitel zudem aus dem Buch: Die Frau als Arbeitgeberin.

Es wäre gut, wenn „Lummoz“ ins Deutsche übersetzt würde und eine weite Verbreitung fände. Vielleicht würde es eine große Zahl deutscher Hausfrauen zum Nachdenken bringen, und auf der anderen Seite den Hausangestellten begreiflich machen, daß sie nur im gemeinsamen, geschlossenen Kampf eine Besserung ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen erreichen können. Tony Breitscheld.

Die Montessori-Methode.

Es gibt Frauen, die bei allem, was im Zusammenhang mit Methode genannt wird, besonders wenn ein fremder Name davorsteht, ängstlich oder uninteressiert halt machen. Wir müssen uns aber zu selbständiger, kritischer Prüfung erziehen und unser Interesse allem zuwenden, aus dem wir Aufklärung und Belehrung gewinnen können.

Schon 1907 hat die italienische Kinderärztin und Psychologin Frau Dr. Maria Montessori im ärmsten Arbeiterviertel Roms das erste Kinderheim gegründet, das nach ihren Grundsätzen eingerichtet und geleitet wurde. Unermüdet hat sie in allen folgenden Jahren weiter am Ausbau und an der Entwicklung dieser Kinderheime gearbeitet, und heute werden nach ihren Gedanken tausende von Heimen für Kinder in Amerika, Holland, Frankreich und vielen anderen Ländern geleitet. In über 4000 Schulen ist in ihrem Sinne die Arbeit geregelt. Der Schwerpunkt ihrer Methode liegt darin, daß die Ärztin dem Kinde die Zeit des Lernens nach Möglichkeit vom gesundheitlichen Standpunkte zu erleichtern sucht, und daß die Psychologin mit dem einer Frau eigenen Feingefühl, ganz im Sinne unserer deutschen Vorbilder Pestalozzi und Fröbel auf die Seele des Kindes eingeht. So entstanden auf- und ausgebaute Kinderschulheime, lustig, sonnig, in hellen Farben gehalten, mit schönen, dem kindlichen Verständnis angepaßten Bildern versehen und mit Lehrmitteln ausgerüstet, die dem Kinde im Spiel und durch spielende Arbeit Kenntnisse beibringen. Die Kenntnisse liegen auf dem Gebiete der Schule und des Hauswesens. Während einerseits die Kleinen an Stäbchen usw. rechnen und durch Tasten mit verbundenen Augen Gegenstände zu erkennen lernen, werden sie andererseits durch Betätigung in Haus und Garten zur praktischen Teilnahme am täglichen Leben erzogen.

Arbeit als Freude ansehen und Arbeit unter einer Anleitung, die auf die Verhältnisse eingeht, mit Freude ausführen, ist für das Leben jedes Menschen außerordentlich wichtig und wertvoll. Diese segensvolle Anleitung den Kindern zu gewähren, ist der Sinn und Zweck der Montessori-Methode. In Deutschland gibt es eifrig weilen noch ziemlich wenige Montessori-Kindergärten, so z. B. den Volkskindergarten in Berlin-Lankwitz. Auch dort sind die Erfolge nach Aussage der Leiterin außerordentlich günstig, und es sollte deshalb bei Neuerrichtungen von Kindergärten weit mehr Rücksicht auf die Montessori-Methode genommen werden.

Frauenkonferenz in Wien.

Die Zahl der weiblichen Mitglieder unserer Bruderpartei in Deutschösterreich ist im verflochtenen Jahr um mehr als 10 000 gestiegen. Anlässlich des Parteitagess traten die 80 weiblichen Parteitagdelegierten mit 14 Vertreterinnen von Gewerkschaften zusammen. Vor allem wurde beschlossen, den Internationalen sozialistischen Frauentag im Frühjahr 1928 wieder einzuberufen, da er sich als das beste und wirksamste Agitationsmittel unter den Frauen erwiesen hat. Daß es in dieser schweren Zeit möglich war, mehr als zehntausend weibliche Mitglieder der Partei neu zuzuführen, wird von den Genossinnen zum großen Teil der Propaganda durch den Frauentag zugeschrieben.

Ein von Benny Brandl schriftlich vorgelegter Bericht über das Wachstum und das Verbreitungsgebiet der Frauenzeitung „Die Unzufriedene“ zeigte, wie wertvoll dieses Blatt für die Agitation unter den indifferenten Frauen ist. Der Parteitag hat dieses Blatt als Parteiorgan anerkannt. Die Genossinnen rechnen dabei auf die berechtigte Unterstützung der Parteigenossen sowohl in den Fabriken als auch in der Häuserragitation.

Die obligatorische Frauenzeitung „Die Frau“, früher „Arbeiterinnen-Zeitung“ genannt, und nach wie vor von Adelheid Popp geleitet, die derzeit in 160 000 Exemplaren gedruckt wird, dürfte dadurch, daß sie nunmehr von einigen Landesorganisationen gemeinsam für alle lokalen Gruppen bestellt wird, wesentlich in der Auflage steigen.

Mit großer Befriedigung haben die Genossinnen vernommen, daß das Frauenzentralkomitee für alle Landeshauptstädte Frauen-schulen vorbereitet, durch die eine größere Anzahl von Rednerinnen für die sozialistische Frauenpropaganda herangebildet werden soll. Eine Frauenzentralschule in Wien wird diesem Zweck ebenfalls dienen. Auch für die neue Parteihochschule werden die Genossinnen bemüht sein, geeignete Hörerinnen namhaft zu machen, um auch Frauen die höhere und systematische sozialistische Bildung zu vermitteln. Je größer die Zahl der weiblichen Parteimitglieder wird, um so häufiger macht sich auch

bemerkbar, daß weder alle Genossinnen noch auch alle Genossen mit der Bedeutung und dem Wesen der Frauenfrage ganz vertraut sind. Alle Gegenstände, die sich da manchmal aufkürn, sowohl was die Bewertung der Frau als Arbeiterin betrifft als auch ihre Eignung zu Funktionen im öffentlichen Dienst, bedürfen dringend einer Klärung. Zu diesem Zweck hat das Frauenzentralkomitee dem Parteivorstand den Antrag unterbreitet, eine Kommission einzusetzen, die das Problem der Frauenfrage in ihren verschiedenen Gestaltungen zu untersuchen und zu studieren hat. Der Parteivorstand bringt diesem Wunsch größtes Verständnis entgegen.

Kinderfreunde-Arbeit.

Seit vielen Wochen sind die Arbeiter der bekannten Waffen- und Antowerte in Steyr (Oberösterreich) gesperrt. Viele Versuche zur Beilegung des Konflikts schlagen fehl. Durchbares Ende herrscht. Die Gewerkschaft kann finanziell nur wenig tun. Eine größere Zahl Arbeiter ist bereits nach Amerika ausgewandert, weitere stehen bereit. Aber noch sind täglich 6000 Arbeiterkinder in Steyr zu füttern, deren Eltern dazu außerstande sind. Darum haben die Arbeiter-Kinderfreunde den Ruf zur solidarisierenden Hilfe ergehen lassen und täglich Spenden die so schlecht entlohnten und soviel arbeitslosen Proletarier Deutschösterreichs soviel — an einem Tag sind (umgerechnet) 1800 Mk. eingegangen, und die Preise sind drüber niedriger als bei uns —, daß den Steyrer Kindern ein warmes Mittagessen gegeben werden kann.

Müssen Ständesämter nüchtern sein?

In den unbeschriebenen, aber peinlich besorgten Befehlen des Bürokratismus scheint es zu gehören, daß alle behördlichen Räume nüchtern, unfreundlich und müßig sind. Besonders beim Ständesamt macht sich dieser Eindruck peinlich bemerkbar, dessen Räume der republikanische Untertan nur in bewegten, feierlichen Momenten betritt: Hochzeit, Geburt und Tod führen an seine Pforte. Eine gewisse Rechtfertigung für die übliche bürokratische Nüchternheit konnte früher darin gefunden werden, daß die Kirche völlig die zerebraliere Seite beim Passieren dieser bedeutungsvollen Lebensstationen übernahm. Heute, da der Staat immer mehr in allen öffentlichen Angelegenheiten an ihre Stelle tritt und viele Volksgenossen auf das kirchliche Zeremoniell verzichten, sollte er auch in diesem Punkte seine Aufgabe erkennen. Auch die kleinste Gemeinde sollte die geringen Aufwendungen nicht scheuen, um den oder die Räume des Ständesamts künstlerisch und würdig auszugestalten, womit einzelne Berliner Bezirke bereits löblicherweise vorangegangen sind. Und warum müssen die Aushängelassen für die Aufgebote schwarz und plumy sein, warum dürfen sie nicht ihren frühlichen Inhalt in bunter, lustiger, von Künstlerhand gestalteter Umrahmung kundgeben? Und in der Ausgestaltung der Urkunden dürfte sich dem Reichskunstwart ein reiches Feld der Betätigung eröffnen.

Sage man nicht, daß unsere heutige schwere Zeit keine Mittel für derartige Neuerlichkeiten hätte. Künstlern und Kunstgewerblern, die in bitterster Notlage auf die Hilfe des Staates angewiesen sind, könnte er auf diese Weise produktiv helfen. Freilich, alle diese Bemühungen wären vergeblich, wenn man nicht außerdem für die Ständesämter eine Auslese von besonders geeigneten, menschenfreundlichen und aufgeschlossenen Beamten treffen würde, fast wie heute auch die ungemütlichsten Krabbürsten und Anschauzer hineinzufteden. — Unterschätze man diese Dinge nicht: wenn die Republik ein wahrer Volksstaat werden soll, muß der einzelne Volksgenosse im Umgang mit Behörden nicht zur trockenen Sachlichkeit oder barschen Kommandoton wahrnehmen, sondern er muß gerade in so entscheidenden Augenblicken seines Lebens die Anteilnahme der Gemeinschaft deutlich und wohlthuend empfinden.

Schmücke dein Heim!

Das Wort „Schmücke dein Heim!“ ist heute arg in Mißkredit geraten, weil es vielfach als Schlagwort verwendet wird von einer Schundindustrie, die allerhand sogenante „Nippachen“ herstellt, die eine schwere Verhöhnung am Volksgeschmack bedeuten. Zwar stehen auch in den großen Wohnräumen der Besitzenden manche derartige Gegenstände herum, aber sie sind zum Teil wirkliche Kunstwerke, Meisterstücke von Künstlerhand, aus sehr gutem Material und in gewählter Farbzusammenstellung. Aber in den Wohnungen der Nichtbesitzenden sind diese „Nippachen“ fast immer minderwertige Nachahmungen von Kunstwerken, oft auch noch nicht einmal das. Sie werden gewöhnlich aus einem Mangel an Verständnis für den wahren Begriff des Schmucks, aus Eitelkeit und ähnlichen Gründen gekauft. Dabei sind diese Sachen weder billig noch schön, sondern lediglich Staubfänger und Quälgeister bei der Sauberhaltung der Wohnung. Ein wirklicher Schmuck sind beispielsweise gut zusammenpassende Möbel, die bei aller Einfachheit doch in Holz, Holzart und Farbe Eigenart besitzen und dem Charakter ihres Besitzers angepaßt sind. Es ist besser, sich wenige, dafür aber gediegene Stücke anzuschaffen, die Schönheit und Nützlichkeit vereinen, als eine Menge von allerlei Kram, der nur auf Täuschung des Auges berechnet ist, und mit dem man nichts Rechtes anzufangen weiß. Eine kleine gestrickte oder genähte Decke, zuweilen auch eine aus schönem buntem Baumwollstoff, eine einzelne schöne Tonhale oder Tonvase mit einigen frischen Blumen oder etwas Heidekraut oder Tannengrün bildet einen wirklichen Zimmerschmuck, an dem wir immer wieder eine echte Freude haben, die wir uns mit ganz be-

schiedenen Mitteln verschaffen können. Wenn wir Stadtleute uns wieder auf unseren natürlichen Schönheitssinn besinnen, den man sich auf dem Lande noch größtenteils bewahrt hat, und nicht aus solchem Ehrgeiz danach trachten, durch 14-lechten Prunk sozial und wirtschaftlich bessergestellte Kreise nachzuäffen, so werden wir auch die wahre Bedeutung des Wortes „Schmücke dein Heim!“ erkennen und ihm am schönsten gerecht werden.

Die Stadt.

Von Walter Gofsch.

Der Brückenweg zu ihr ist ein kleinerer Traum:
Zeitlos und doch wieder Zeit und Raum.
Wenn der sahle Himmel wogt wie das Meer,
Weißt sie doch Stadt — sie stirbt nicht mehr.

Wohl ist ihr Herz vergast vom scharfen Rauch,
Ihr Fleisch ist aus Asphalt, ihr Gott ist es auch.
Ihr Wind schmeckt nach metallenen Tieren;
Aus den Schenken riecht es nach schlechten Bieren.

Aber trotz Geruch und Stahl lehrt sie uns beten.
Wenn wir verrückt den feurigen Abend betreten,
Felerlich aufgetan, doch müde, belegt mit Staub,
Umfährt sie uns wie eine Kapelle mit Del und Laub.

Sie segnet uns und ist schon ein göttlicher Stern.
Aus tausend Hämmern geschlagen, so hab' ich sie gern!
Die Nacht schläft auch in ihren Fahnen nicht:
Immer ist Tag und Werk, immer ist Arbeit und Licht.

Scherz und Ernst

Hamburger Volkshumor.

Dem unter diesem Titel von Paul Wriede herausgegebenen neuesten Bändchen der „Quidbornbücher“ (Hamburg, Quidbornverlag) entnehmen wir folgende Schürren:

Dile Püd. Sagen Sie mal, in Hamburg werden die Leute wohl alle fett alt? — Ja, da ward se. — Wie alt sind Sie denn schon? — Ja? Ich bin so nich alt, ich bin eerst tweeußobentig. — Na, da können Sie's aber weit bringen. Sie fühlen sich doch gut, ja? — Dat doch id voll. Bloß hüt nich ganz: ich heff mi mit minen Bodder verteuert. — Mit Ihrem Vater? Wie alt ist denn der? — De is stummegentig. — Donnerwetter! Aber wie konnten Sie sich mit dem alten Manne erzürnen? — Ich horr minen Grotdodder sinen Kömbuddel tweifmetten. — Ihr Großvater? Ja, lekt denn der auch noch? Wie alt ist denn der? — De is letzten Joharnidag hunnertneenuntwintig weest. — Aber Mannchen, das kann ja gar nicht angehn! — Wenn Se mi dat nich to glauben wöllen, denn gohn Se no de Michaelskirch un fragen Se Postter Meyer — de heit em döff!

Herr un Knecht. Jan, hebben Se de Wessels so de Bank brocht? — Ne, de Herr heit doch seggt, de harrn Lied bit morgen! — Wat soll id seggt hebben? Heurn Se mol, Jan — sind Se verrückt oder bin id verrückt? — Na de herr ward sid doch woll keenen verrückten Husrrecht anschaffen?

De Platz in de Beerbohn. De Beerbohn is voll. Nu kummt en Junge Deern rin — ne, is keen Platz mehr for ehr. — Sellen Se sid hier man dol, Frollein, seggt en olen Mann, steiht up un stellt sid in de Mitt von'n Wogen hen. — De Junge Deern sett sid hen un seggt: „O, wie warm ist der Platz!“ — „Ja, seggt de Ohl, „meenen Se, dat id en Jobbidel in de Büg heff?“

De Schosteenfeger. De Froo Dokter droppet Minna, de as Kösch bi ehr deent heit, as de Herr Dokter noch leben däh. — Na, Minna, wie geht es Ihnen denn? — Ich bin seit en Johrstied verheirat, Froo Dokter. — Das ist ja schön. Was ist denn Ihr Mann? — Schosteenfegergesell, Froo Dokter. — So, so. Eine glänzende Partie ist das ja freilich nicht gerade. — Na, weien Se, Froo Dokter: en lebennigen Schosteenfeger is mi immer noch teinmol lieber, as en doden Dokter! —

Richter. „Ich werde mit Ihnen gnädig verfahren, Angeklagter, und gebe Ihnen nur 6 Tage Gefängnis.“ — Gefangener: „Ach, bitte, Herr Richter, ich wollte diese Woche heiraten.“ — Richter: „Da werde ich noch weitere Rücksicht üben und Ihnen 14 Tage geben.“

Ländliche Orthographie. Die Dorfschöne schenkt ihrem Schah ihr Bild in ganzer Figur mit folgender Widmung: „Hier hast du mich Gans, erkennst du die Ziege?“

Sorge. „Nimm's dir nicht zu Herzen, alter Freund. Sie wird ja wiederkommen!“ — „Das ist es ja, was ich fürchte!“

Er: „Frau, hier schreibt die Zeitung, daß in Los Angeles alle 20 Minuten ein Mann von einem Auto überfahren wird.“ Sie: „Um Gottes willen, der arme Mann.“

Fatal. Bei Meyers unternimmt der Stammhalter die erste Ausfahrt. Schwiegermutter schleift, stolz nebenher geht der junge Vater. Sie mustern die Gesichter der Vorübergehenden. Alles grinst! Selbst dem stolzen Vater wird das unangenehm, und er forscht nach der Ursache bis er schließlich entdeckt, daß vorn am Kinderwagen das Schild des Verkäufers hängen geblieben war: Eigenes Fabrikat! (Simplicissimus.)

Selbst ist die Frau

AUS DER MODENSCHAU DER „FRAUENWELT“



Moderne Mäntel

Für stärkere Figuren

J. 1315. Wintermantel, Größe 44, Stoffverbrauch 2,70 m, 130 cm breit.

J. 1316. Wintermantel, Größe 44 und 46, 2,65 m, 140 cm breit.

J. 1317. Wintermantel. Auch als Sportmantel geeignet. Stoffverbrauch 3 m, 130 cm breit, Größe 44.

J. 1375. Herbstkleid, Stoffverbrauch 2,30 m, 130 cm breit, 1,10 m Garnurstoff, 130 cm breit, Größe 44 und 48.

J. 1377. Besseres Kleid, 4 m Seide, 100 cm breit, 0,55 m Besatzstoff, 90 cm breit, Größe 40 und 50.

F 5091. Berufskleid aus dunkelblauem Wollstoff mit blauer Seide verziert. Das Vorderteil besteht aus zwei Teilen. Die Naht, die die Vorderreihe verbindet, außerdem die Seitennaht und die Mittennaht im



Für schaffende

Frauen

Rücken werden links und rechts heruntergesteipt. Etwas unterhalb der Hüfte öffnen sich die Nähte und lassen einen eingesetzten Seidenstreifen sehen. Zierknöpfe sind in der vorderen Mitte. Stoffverbrauch bei 120 cm, Breite 3,50 m Wollstoff und bei 50 cm Breite 2 m Seide.

F 5092. Berufskleid, zusammengesetzt aus einer Hemdbluse aus gestreiftem Flanellstoff und einem ärmellosen Kleid aus leichter Gabardine. Die Bluse ist in der vorderen Mitte geschlossen, hat einen Umlegekragen und Bündchenärmel. Das Kleid ist vorn westenartig ausgeschnitten. Seitlich sind glockige Rockteile eingesetzt, über diesen sind mit Laschenklappen versehene Taschen eingearbeitet. Das Kleid ist ein praktisches modernes Berufskleid. Stoffverbrauch für die Bluse bei 80 cm Breite 2,50 m, für das Kleid bei 110 cm Breite 2,75—3 m.

SCHNITTMUSTER ZU ALLEN HIER WIEDERGEgebenEN MODELLen
DURCH DIE PARTEIBÜCHHANDLUNG AM ORTE

ODER DEN VERLAG DER „FRAUENWELT“ J. H. W. DIETZ NACHF., BERLIN SW 68, LINDENSTRASSE 3